

Dana von Suffrin

OTTO

Roman

Kiepenheuer & Witsch

Die eurasische Steppe im Frühling

Mein zweiter Mann hieß Tann, und er kam aus einer Region, die *Gäuboden* hieß, und ich verstand, als wir uns das erste Mal im Krankenhausflur unterhielten, *Goj-Boden* und sagte, sehr gut, du kommst aus der fruchtbaren Erde, die einen *Goj* nach dem anderen hervorbringt, und ich komme aus *Otto*.

Ich kann mich noch genau erinnern, wie Tann mich damals anschaute. Er sah mir direkt in die Augen, und während ich überlegte, welche Augenfarbe er hatte, grün oder blau?, schaute er plötzlich wieder weg, vielleicht auf meine Nase oder auf das mit transparenter Plastikfolie überzogene Krankenhausbett. Er strich sich seine Haare zurück, seine Hand blieb am Hinterkopf stecken, und nun sah er aus wie jemand, der nach einer langen Zeit des gewaltsamen Nachdenkens der Lösung eines Problems ganz nah war, und ich wusste, dass er den seltsamen Satz verstanden hatte.

Tann besuchte jeden Samstag eine kleine alte Frau, die wie eine verpuppte Honigbiene in einem schäbigen Viererzimmer lag und auf ihre letzte Metamorphose wartete, und ich besuchte *Otto*, dessen Augen meist geschlossen waren und dessen Gesicht im Wachkoma einen vorwurfsvollen

Ausdruck angenommen hatte, so als würde er dem lieben Gott zürnen (oder uns Töchtern: Hat man so etwas schon gesehen? Rabentöchter!). Ab und zu traten wir dann aus den Zimmern, trafen uns in der Mitte des Flurs, der gesetzlich Versicherte von den Privatpatienten, wie meinem Vater, trennte, und dann tranken Tann und ich zwei oder drei Tassen Kaffee in der Cafeteria, ohne wach zu werden. Aber Tann war auch ohne Kaffee fahrig; genau genommen, das merkte ich in den Wochen danach, war er abwechselnd aufgebracht und melancholisch und oft beides gleichzeitig, vor allem, wenn ich ihm von meiner Familie erzählte.

Schon bald, nachdem wir uns zwischen Schwesternzimmer und Lastenaufzug kennengelernt hatten, kam Tann mich öfter zu Hause besuchen, und wir gingen in eines der tristen dunklen Cafés, die es in der Nähe gab, oder wir liefen ein Stück an der Isar entlang, und wenn wir zurück in meine Wohnung kamen, setzten wir uns aufs Bett und warteten, auf wen von uns beiden die Katze sich zuerst legen würde. Tann sagte, sein Lieblingsgeräusch sei das *Wrrrau*, das der Körper der Katze machte, genau in dem Moment, in dem ihre Pfoten auf dem Boden aufkamen. Die ersten paar Male hatte Tann geniest, und seine Augen waren rot und noch kleiner geworden, nachdem er sie gestreichelt hatte, aber erst gewöhnte sich sein Körper an die Katze, dann gewann er sie lieb, und nach ein paar Wochen bat er mich um meinen Wohnungsschlüssel, um die Katze füttern zu können, wenn ich nicht zu Hause war. Dein Kühlschrank ist noch leerer als der Blick deines Vaters, Timna, hatte er sich bald beschwert. Das geht so nicht, du musst was essen, wenn

du vom Krankenhaus nach Hause kommst. Am Abend darauf fand ich nach meiner Rückkehr Butter und Gemüse darin.

★

Vielleicht war es Tann in mancher Hinsicht besser ergangen als Babi und mir, weil sein Vater schon tot war. Unser Vater aber lebte noch. Manche betrachteten es als Wunder, dass Otto noch unter uns weilte, oder wie man das nennen mochte. Mal entfernte er sich ein Stück von diesem lebenden Zustand, dann erinnerte er sich an das, was ihn am Leben hielt: Er schlich sich wieder an, an das Leben, und an mich schlich er sich an; dann floss das Wasser tatsächlich aus seinen Lungen, dann begann er plötzlich zu schlucken und selbst zu atmen, es war wie in diesen Fernsehdokumentationen über die eurasische Steppe: Der lange Winter hört auf, der Schnee, der sich taub und dämpfend über die Mandschurei und die Puszta gelegt hat, schmilzt zusammen, und im Zeitraffer stößt sich ein junger Spross durch die Erde, er beschließt, Knospe zu werden, ein Orchester spielt Vivaldi, und die Knospe öffnet sich und ist ganz glänzend und prächtig, und man denkt daran, wie schön das Leben ist und wie kraftvoll die Natur, und andere törichte Sätze, die die britische Stimme aus dem Off einem einflüstert; selbst ganz benommen vom Geschehen.

Der Unterschied war: Mein Vater blühte so oft wieder auf, dass die Ärzte den Kopf schüttelten und aussahen wie verdorrnde Sonnenblumen im frühen Herbstwind und sagten, Mensch, euer Vati ist echt zäh, gell?

Ich bekam jeden einzelnen Zyklus von Vergehen und Wiederauferstehen mit. Unser Vater ist wie Jesus Christus, Herr Pfarrer, doch kontinuierlich, sagten wir dem katholischen Krankenhausseelsorger, der uns ansprach, nachdem er uns schon dreimal in die kleine Kammer hatte gehen sehen, in die wir verschwanden, um unsere Hände vor der Intensivstation zu desinfizieren und diese knisternden grünen Schürzen anzuziehen. Er lachte und fragte, ob wir Zwillinge seien, worauf Babi rief: Ich bin zwar viel größer, aber im Hirn ganz klein!, und da wurde der Seelsorger ein bisschen ernst und sagte, dass Humor ein guter Weg sei, mit den Geschehnissen umzugehen, und dass er uns alles Gute wünsche. (Geschehnisse, sagte der Herr Pfarrer dazu; meine schwere ungerechte Krankheit!, rief mein Vater; ich dachte: Endet unsere Geschichte hier? Ich dachte an die dicken Bände, die in Ottos Bücherregal standen und die alle irgendwas mit *untergegangene Welt* oder *verlorene Kultur* hießen, und an die vielen Sachen, die mir Otto jetzt vielleicht nie von sich würde erzählen können.)

Bei einem meiner nachmittäglichen Besuche wachte Otto, nachdem er zwei Wochen lang im Koma gelegen hatte, auf und schaute mich an mit seinen großen braunen Augen, die ein bisschen nach Schilddrüsenüberfunktion aussahen, und lächelte. Ich war seine Lieblingstochter, mich beleidigte er nur selten, während er meine Schwester häufig nur mit *Arschloch* ansprach. Timna, wie ist dein neues Leben, fragte er mich plötzlich, und ich lachte und sagte, Otto, welches neue Leben? Alles ist wie immer.

Man soll nicht anlügen seinen Vater!, antwortete Otto,

und auch er lachte. Dabei war das, was ich gesagt hatte, gar nicht gelogen, denn mein Leben war zum größten Teil wirklich wie immer, nur der Teil mit Tann war neu.

★

Nachdem Tanns Bekannte gestorben war, sträubte er sich dagegen, das Krankenhaus zu betreten. Ob er mitkam zu Otto oder nicht, machte er vom Zustand meines Vaters abhängig; ob er ihn besuchen würde, wenn es ihm gut oder wenn es ihm schlecht ging, sagte er allerdings nicht, und ganz ohne Protest kam er nur mit, wenn Otto im Koma lag und man nichts weiter als das Beatmungsgeräusch hörte, das wie ein ganzer Meditationskurs in einer Turnhalle klang. Wenn Otto bei Bewusstsein war, entschuldigte sich Tann. Timna, sagte er dann, ich halte diesen Krankenhausscheiß nicht aus, nicht heute, sei mir nicht böse. Wenn Otto zornig war, weil man ihn in einem Rollstuhl auf dem Krankenhausflur abgestellt hatte, war das für Tann auch nicht der richtige Moment. Und selbst wenn Otto in den Telefonhörer flötete, dass er sich freue auf uns und dass ihm vielleicht die ein oder andere Banknote aus der Brieftasche springen würde, wie er sich ausdrückte, machte Tann ein ängstliches Gesicht und bewegte seinen Zeigefinger von links nach rechts. Ich nickte verständnisvoll.

Ich konnte Tann gut verstehen.

Wenn Tann doch einmal mitkam und Otto in gutem Zustand war, kaufte ich auf dem Weg zwei Stück Kuchen, eins mit Obst und eins mit Schokolade; nicht nur, weil Tann und Otto beide Süßigkeiten liebten, sondern auch, weil es

mir gefiel, wie sie die beiden Stücke erst in gleich große Hälften schnitten und austauschten und nach ein paar Bissen überlegten, welches Stück besser zu wem passte. Sie diskutierten dann, wer gerade ein paar Gramm zu wenig am Körper hatte und deswegen lieber Schokolade zu sich nehmen sollte. Meistens einigten sie sich darauf, dass mein Vater den Schokoladenkuchen bekam, der sich aber nach den ersten Bissen über die Entscheidung beschwerte, so dass Tann und er sich gegenseitig Kuchen in den Mund steckten, um anschließend die papiernen Teller weiß zu kratzen. Wie im *Kommunism* teilen wir alles, sagte mein Vater, nur dass es im *Kommunism* keinen Kuchen gab für Juden.

Die meiste Zeit unserer gemeinsamen Besuche verbrachte Tann auf dem Fensterbrett und blätterte den Sportteil der *Süddeutschen Zeitung* durch, die man meinem Vater jeden Tag brachte, obwohl er sie gar nicht las, und versuchte, Ottos psychotische Monologe zu überhören.

Tann konnte nicht verstehen, wieso wir ständig zu Otto gingen, wieso wir seine Krankenhauswäsche wuschen und desinfizierten, warum wir sofort aufsprangen und zu ihm fuhren, sobald er eine Notfall-SMS schickte. Er sagte, Timna, die Leute werden alt, aber ihr seid jung, es würde doch reichen, einmal in zwei Wochen ins Krankenhaus zu gehen, er hat ja hundert Chefärzte und zwanzig Schwestern. Ich sagte, Tann, das ist bei euch Christen anders, das weiß doch jeder (tatsächlich hatte mir mein Vater das gesagt, nämlich, dass die Christen nicht wüssten, was eine echte Familie sei, und ihre Großmütter für ein paar Schei-

ben Wurst verkauften oder noch schlimmer: ins Pflegeheim steckten). Ich sagte: In unserer Familie muss man sich kümmern, man muss sich Sorgen machen, man muss nervös werden, wenn man einen Tag nichts voneinander hört, man muss stets mit dem Schlimmsten rechnen. Und gerade als ich versuchte, ihm das zu erklären, klingelte mein Handy, und natürlich war Otto dran; und es war so, dass er nicht mehr einfach bloß das Klapphandy öffnete, um mich anzurufen. Er musste sich erst aufstützen und seinen Oberkörper mühevoll heben, dann mit der Hand nach dem Mobiltelefon tasten, weil er niemals das Krankenhaustelefon benutzt hätte, erstens, weil er keine Lust hatte, sich auf eine neue Tastatur einzustellen, zweitens, weil er noch genug Herr seiner Sinne war, um zu wissen, dass die Anrufe zwanzig Cent die Minute kosteten, dann erst klappte er es auf. Und sogar das Aufklappen war nicht mehr einfach für meinen Vater, nicht nur weil eine seiner beiden Hände meist an einem Infusionsschlauch baumelte, sondern auch weil Greisen einfach alles schwerfiel und die Dinge sich sträubten, ihnen aus den Händen glitten und auf dem Boden landeten.

Ich wusste, wie viel Mühe es meinen Vater kostete, mich anzurufen, ich hatte es hundertmal gesehen. Nach dem Aufklappen musste er sämtliche Kontakte einzeln durchgehen, weil er vergessen hatte, dass es eine grüne Taste gab, die die letzten Anrufe anzeigte, und er sowieso nur mich oder Babi anrief (Tann war es bislang gelungen, seine Nummer vor ihm geheim zu halten). Wenn mein Vater versehentlich meinen Adressbucheintrag übergangen hatte, musste er von vorne beginnen, denn er, der in den

80er-Jahren fabelhafte Programme auf BASIC erfand, hatte auch vergessen, dass es eine Zurück-Taste gab. Manchmal rief mein Vater den ADAC an, einfach weil er im Alphabet vor meiner Schwester kam; aber immerhin hatte er *beinahe* Babi angerufen. In seinem Handyspeicher sah ich, dass die an uns gerichteten SMS meines Vaters viele unterschiedliche Empfänger erreichten, den Anwalt, die Hausärztin, aber meist den ADAC.

Wenn ich bei ihm war und er telefonieren wollte, riss ich ihm meist das Gerät aus der Hand und drückte mit beiden Daumen darauf herum und hatte nach einem Sekundenbruchteil die richtige Nummer herausgesucht oder eine SMS getippt. Mein Vater sagte dann immer: Timna, ruhig! Man soll sich nicht so eilen, du hast noch so viel Zeit.

Jedenfalls nahm ich Ottos Anruf an, und Tann tat, was er immer tat, wenn er sich über mich ärgerte: Er drehte seine Augen ganz weit nach oben und sah aus wie ein Caravaggio, und dann, als wäre das noch nicht maniert genug, schlug er sich mit der linken Hand auf die Stirn.

*

Otto bat mich, sofort ins Krankenhaus zu kommen, denn er fühlte sich einsam, wir seien schließlich alles, was er habe, und das, was er habe, wolle er jetzt sofort. Ich sagte, Otto, bitte, ich habe auch ein Leben, und ich war doch gerade bei dir, keine Stunde ist das her, dass ich mich verabschiedet habe, aber er sagte nur, Timna, und seine Stimme war ganz schwach, und ich wusste, dass er weinte, und ich wusste nicht, ob er wirklich so traurig war (denn

die Männer seiner Generation konnten eigentlich gar nicht weinen), oder ob er mich nur erpressen wollte, aber das war eigentlich auch egal, jedenfalls küsste ich Tann auf die Wange, der mir Du dumme Kuh! hinterherrief, und eilte zur Trambahn und fuhr ins Krankenhaus. Und als ich ankam, richtete Otto sich ein bisschen auf und sagte sehr laut: Stellen Sie sich vor, diese Rotznase da ist Doktor der Philosophie, mein Kind ist ein Doktor!, und die Schwestern, die damit beschäftigt waren, Plastikschläuche anzuschließen oder mit dem Zeigefinger Infusionsgläschen anzuschneiden, drehten sich um und lächelten. Ist doch schön, sagten sie.

Die Deborah-Zahl

oder

Was kostet ein Ferngespräch Haifa–München?

Babi und ich besuchten die Station 14 b, auf der unser Vater lag, über Monate hinweg jeden Tag, zusammen oder auch einzeln, und je besser es Otto ging, desto schlechter wurde seine Laune. Manchmal, wenn er dazu in der Lage war, beschwerte er sich sogar: Mir gefällt das überhaupt nicht! Schon vier Wochen wart ihr nicht hier! Und wenn wir daraufhin halb belustigt, halb verärgert riefen: Aber wir kommen doch jeden Tag!, antwortete mein Vater: Ich würde zu euch kommen zweimal am Tag! Wir sind eine Familie, was seid ihr für Töchter! Wir sahen uns an, und dann sahen wir ihn an, und dann nickten wir ernsthaft, schließlich war er gerade erst dem Tod von der Schippe gesprungen.

Nur einmal, an diesem Tag, an dem alles schiefgegangen war, an dem Tann wieder Dieses alte Aas! gerufen und mit den Augen gerollt hatte, an dem Tag, an dem mein Chef (die Doktorin der Philosophie arbeitete als schlecht bezahlte Elternzeitvertretung am Sonderforschungsbereich für spätscholastische Mystik) mir schon wieder mit dem Zeigefinger gedroht hatte, als ich mich viel zu früh

aus dem Büro schlich, an einem Tag also, an dem Himmel und Erde wankten und ich ziemlich gereizt war, entgegnete ich: Otto, wie oft hast du denn die Omama in Haifa besucht, nachdem sie sich die Hüfte gebrochen hatte?

Mein Vater ignorierte meine Frage, denn die Antwort war natürlich: Nullmal hatte er die Omama in Haifa besucht, nachdem sie sich die Hüfte gebrochen hatte. Jetzt lag Omama schon viele, viele Jahre unter einer Steinplatte, auf der ihr Name und der Name unseres Otatas eingraviert worden waren.

Als ich noch ein Kind war und meine Eltern allmählich begannen, sich wegen eines Yorkshireterriers scheiden zu lassen (dazu später mehr), hatte mein Vater kurzerhand den Familienurlaub ausfallen lassen und nur mich mit nach Israel genommen und mit zum Grab von Omama.

Wir mussten auf dem Friedhof ein bisschen suchen, das heißt, eigentlich suchte mein Vater, denn ich konnte die seltsamen hebräischen Buchstaben damals noch nicht auseinanderhalten: Manche sahen mehr aus wie Nasen, andere eher wie Ohren; die meisten sahen aus wie irgendwelche Körperteile meines Vaters. Wir atmeten das eigenartige Gemisch aus Meer und Abgasen ein. Omamas Grabplatte war ganz schmucklos, es standen nur zwei Namen darauf: Chawa und Yitzhak. Es gab keine segnenden Hände oder Palmzweige, erstens, weil wir nicht aus der Priesterklasse stammten, zweitens, weil solche Gravierungen ja auch eine Geldfrage sind. Mein Vater hatte ein kleines Büchlein dabei und las etwas auf Hebräisch vor. Dann sagte er: Fertig, Timna, wir gehen zum Auto. Arme Omama! Armer Otata!

Wir stiegen in den kleinen Honda ein, den mein Vater am Flughafen gemietet hatte. In der Hitze stanken die darin verbauten Kunststoffteile noch mehr, und mein Vater verbrannte sich am Lenkrad die Handfläche. Scheiße, sagte er, spitzte seine purpurfarbenen Lippen und blies seinen Atem auf die verbrannte Haut. Dann setzte er seine Sonnenbrille auf, keine Ahnung, wo er eine echte *Ray-Ban* herhatte, das passte gar nicht zu ihm, aber dafür sehr gut zu seiner Art, den Arm um meine Lehne zu legen, den Rückwärtsgang einzulegen und den hinter uns parkenden Subaru beim Ausparken ein bisschen zu berühren. Hopp!, sagte er. Dann fragte er: Hast du schon mit deiner Mutter ge-ku-atscht? (Er fragte nicht, wie er in Deutschland gefragt hätte: Hast du dich schon angeschnallt, denn in Israel musste man sich früher nicht anschnallen.) Ich sagte, ja, habe ich, alles o. k., und das stimmte ja auch irgendwie, meine große Stiefschwester, die die Sommerferien nicht in ihrem Internat am Bodensee (für das ihr Vater uns einmal im Jahr einen dicken Scheck sandte) verbringen durfte, in das unsere Eltern sie gesteckt hatten, weil sie ein richtiges Früchtchen war (sagte meine Mutter), hatte abgehoben. Reisele hatte den Hörer gleich an meine Mutter weitergereicht, im Hintergrund bellten die Hunde, *Sheked* jetzt, Kruzifix!, hatte meine Mutter gerufen, aber die Hunde hatten natürlich weitergebellt. Reisele redet kein Wort mit uns, rief meine Mutter, den ganzen Tag schreibt sie ellenlange Briefe an die anderen Backfische aus dem Internat!

Ich hatte meiner Mutter an diesem Tag nicht viel zu erzählen gehabt, denn wenn ich mit meinem Vater unterwegs war, passierte nie etwas. Morgens wurde ich geweckt

von dem fahrenden arabischen Obsthändler, der *avatiach*, *avatiach* rief, und nachts wurde ich mehrmals geweckt von den Alarmanlagen der parkenden Autos, die schrien und lärmten, obwohl im ganzen Lande niemand je ein wertvolles Auto besessen hatte. (Mein Vater sagte: Die Deutschen sind blöd und kaufen teure Naziautos, die Juden sind gescheit und kaufen Subaru und Mitsubishi und Toyota!) Meine Mutter hielt den Hörer am Ohr, obwohl sie gar nicht mit mir sprach, sondern die Hunde beschimpfte, Billy, du Einfaltspinsel, Joe, du bist so saublöd, jetzt gebt endlich Ruhe!, bis ich schließlich rief: Mama, hör auf! Weißt du, was das kostet, dich von hier aus anzurufen? Und tatsächlich hatte ich Glück, weil mein Vater gerade unterwegs war zu dem kleinen Laden unter der Wohnung, um Pitabrot und Hüttenkäse und kleine Gurken zu holen, und deshalb die Telefonnutzung nicht überwachen konnte. Meine Mutter lachte und sagte, Timnale, ist der Alte wieder recht sparsam? Ach, der Geizkragen! Und dann rief sie: Furchtbar! Sechzehn Grad, was für ein Scheißsommer! Ganz nass sind wir gestern alle beim Gassigehen geworden. Wart ihr am Meer? Der Alte soll dich zum Meer fahren, du sollst auch andere Jugendliche kennenlernen! Ach, dieses Haifa ist einfach nichts, wenn ich mit dir gefahren wäre, wären wir jetzt in Tel Aviv bei Eli oder Chanale, das würde dir gefallen! Die Chanale kenne ich noch von meiner ersten Reise, sagte meine Mutter, sie hat eine Dachterrasse, auf der sich die Orangen stapeln, die guten Jaffa-Orangen, die besten Orangen überhaupt, die habe ich bergeweise gefressen; und Chanas Tür stand immer offen, schade, dass sie jetzt tot ist ... Mama, ist ja gut, antwortete ich, wir gehen

jetzt gleich zum Friedhof. Zum Friedhof!, rief meine Mutter. Fällt dem Alten nichts Schöneres ein, was man mit einer Dreizehnjährigen machen könnte?

Aber all das erzählte ich meinem Vater natürlich nicht, ich sagte bloß: Ja, ich habe kurz angerufen, und mein Vater sagte: Gut, das muss sein, sie ist deine Mutter.

★

An Haifa, an Omama und ihr Grab und an das Telefonat mit meiner Mutter musste ich denken, als ich meinen Vater jetzt, zwanzig Jahre später, in seinem Krankenzimmer zum Verstummen brachte. Und dabei blieb es: Mein Vater verschränkte die Arme und schwieg. Vielleicht hatte er meine Frage auch gar nicht ignoriert, sondern einfach nicht gehört, vielleicht hatte er sie auch nicht kapiert, denn seit er im Krankenhaus war, konnte man sich gar nicht mehr vorstellen, wie genial er einmal gewesen war, als er den Studenten in seinem zerknitterten Sakko komplizierte Formeln, die einfach alles zwischen Himmel und Erde erklären konnten, beibrachte. Mein Vater hatte nämlich in Israel einen Lehrer gehabt, der die Deborah-Zahl erfunden hatte und diese Deborah-Zahl war so etwas wie das *panta rhei* jüdischer Physiker. Mein Vater wollte beweisen, dass alles zerfließt, vielleicht nicht vor unseren Augen, aber vor den Augen Gottes. Die Prophetin Deborah, so steht es in ihrem Lied, schreibt, wie vor Gott sogar die Berge zerfließen, und mein Vater berechnete dazu komplizierte Formeln, die er mit Kreide an die Tafel schrieb.

Weil Otto schwieg und keine Anstalten machte, auf

mein Omama-Argument einzugehen, ging ich in die Teeküche, füllte ihm einen sehr schwachen, überzuckerten Kaffee in eine Schnabeltasse, gab ihm zu trinken, er spitzte die Lippen und glotzte mich mit seinen riesigen schwarzen Augen an, und ich verließ das Krankenhaus, um am nächsten Tag wiederzukommen.

Jeden Tag kam ich in das Krankenhaus, von Juli bis März, bis mein Vater nach einigen Monaten wieder nach Hause entlassen wurde. In dieser Zeit bekam Otto ständig neue Diagnosen, und alle stimmten irgendwie, und gleichzeitig waren alle falsch. Das Einzige, worauf die Ärzte sich einigen konnten, war das, was oben rechts auf seiner Krankenakte stand: *Geboren am 20.03.1938 in Kronstadt. Kronstadt, Russland?*, fragten die Ärzte. Kronstadt, Siebenbürgen!, rief mein Vater. Und wenn er das sagte, wirkte er kräftig und stolz, wenigstens ein paar Sekunden lang.

Otto, Ingenieur, gebürtig in Rumänien, Herr über ein Reihenhaus und zwei unglückliche Töchter, war schon eine Heimsuchung, bevor er ins Krankenhaus kam. Als er entlassen wurde, geschah, was niemand für möglich gehalten hatte: Es wurde noch viel schlimmer.

Husar

Tann war mir schon Wochen, bevor wir über Gäuboden und übrigens auch das allererste Mal überhaupt gesprochen hatten, aufgefallen. Er kam jeden Samstag in die Innere Medizin, und das wusste ich, weil wir beide oft genug, den Gepflogenheiten der Station entsprechend, gleichzeitig vor dem Stationszimmer darauf warteten, dass eine der Schwestern uns erlaubte, die Kranken zu besuchen. In Wahrheit diente diese Regel nur dazu, es den Angehörigen und auch den Patienten noch ein bisschen schwerer zu machen und ihr allgemeines Gefühl der Ohnmacht gegenüber Krankheit und Tod, Krankenhaus und Geräten zu verstärken. Das behauptete zumindest Eva, die regen Anteil an der Sache mit meinem Vater nahm, was bemerkenswert war, denn ansonsten tat das so gut wie niemand aus seinem früheren Leben (alle zerstritten oder tot). Eva war die Frau, die mein Vater im Frühjahr 1978 fast geheiratet hätte, bevor er meine Mutter kennenlernte, aber weil Eva eine echte Berlinerin war, hatte sie sich geweigert, mit ihm nach München zu gehen. Seit Otto im Krankenhaus lag, telefonierten wir jedenfalls mindestens einmal in der Woche. Mit Otto selbst wollte sie nie sprechen.

Tann lehnte sich während des Wartens stets an die Wand und las in einem Taschenbuch; ich befürchtete immer, die

Schwestern zu versäumen, und blieb deswegen beschäftigungslos vor dem Zimmer stehen, nur meine Augen bewegten sich nach links und nach rechts.

Tann war sehr höflich, fast förmlich, viel höflicher als ich. Er war auch sehr viel sorgsamer gekleidet als irgendjemand aus meiner Familie, er trug einen streng geschnittenen Wollmantel und sehr saubere schwarze Schuhe, eine Art kurzer Stiefel, die seinem Aussehen einen rührenden Ausdruck von altmodischer, militärischer Eleganz verliehen; er sah beinahe aus wie ein Kavallerist oder wie ein Husar. Sein schwarzes Haar glänzte, und dass er nicht viel geschlafen hatte, konnte ich nur daran erkennen, dass er nicht rasiert war. Tann benutzte immer viel Parfüm, er roch nach Vetiver und nach Weihrauch, er war in der Hinsicht ein bisschen verschwendungssüchtig. Sein Duft war schwer und altmodisch (so stellte ich mir die *untergegangene Welt* vor) und die Luft um ihn roch viel älter, als Tann wirklich war. (Das erinnerte mich ein bisschen an meine Mutter, die, wie fast alle Alkoholikerinnen, nach *Shalimar*, Spirituosen und Zigarettenrauch gerochen hatte.) Tann stand im Flur, und neben ihm roch ich das Desinfektionsmittel ein bisschen weniger.

Irgendwann kamen dann immer die Schwestern, schwatzend, fluchend, sich die Handschuhe von den Fingern streifend. Tann ließ sein Buch sinken und grüßte sie, sagte: Ich möchte bitte zu Frau S., ich bin der Neffe, und dann sagte er, ich danke Ihnen, auf Wiedersehen. Ich sagte: Hallo, ich will zu meinem Vater, und ich stellte mich nicht mehr vor, weil mich auf der Station sowieso alle kannten, weil ich ja dauernd kam und trotzdem immer warten musste.

Meistens begegnete ich Tann an diesen Samstagen mehrfach: Wir trafen uns im Aufenthaltsraum, wo Tann oft mehrere Gläser Wasser aus dem Sprudelgerät in großer Eile trank; wir trafen uns auch bei der hölzernen Sitzcke, wo Tann und seine Tante, eine kleine, steife Dame, sich nach einem kurzen Spaziergang über die Krankenhausflure ausruhten. Bei unserer zweiten oder dritten Begegnung an diesen Tagen lächelten wir einander normalerweise zu; nicht so blöde verschwörerisch, wie das manchmal Leute tun, wenn sie einander in einer ähnlichen Situation, in Stellung gegen einen gemeinsamen Feind, wähen. Wir lächelten einfach nur höflich, ein bisschen schüchtern vielleicht, und als wir uns nach fünf oder sechs Samstagen im Lastenaufzug trafen, uns zunickten und warteten, dass die Türen sich schlossen, sah ich zuerst auf Tanns Stiefel und dann auf sein konzentriertes Gesicht, denn natürlich las er wieder irgendwas, und dann fragte ich ihn, wie es seiner Tante gehe, und er sah mich verwundert an und fragte, welche Tante. Ich sagte, du bist doch jeden Samstag deine Tante besuchen, und er sagte: Ach, das meinst du, nein, sie ist nicht meine Tante, das habe ich nur behauptet, damit sie mich hier reinlassen, das ist eine alte Genossin.

Ach so, sagte ich. Ich gehe auch einen alten Genossen besuchen. Ich war froh, dass Tann mich zurückduzte.

Wir stiegen aus dem Aufzug und desinfizierten uns die Hände, und als wir auf die Schwestern warteten, erzählte mir Tann, dass er aus einem Ort namens R. käme, und als ich den Ort nicht kannte, zählte er andere Orte der Umgebung auf, die ich auch nicht kannte, und dann sagte er das mit Gäuboden, und ich verstand ihn ganz falsch.

Von da an saßen wir oft zusammen auf der hölzernen Sitzecke im Erdgeschoss und tranken Kaffee aus dem Automaten, und ich erzählte ihm alles. Das heißt, ich erzählte ihm natürlich nicht alles, aber ich begann, ihm das mit meinem Vater zu erzählen.

Mein Vater küsst die Erde

Timna, schrie mein Vater ins Telefon, diese Schweinehunde lassen mich endlich raus! Komm, und hol mich ab! Danke! Ciao!

Es war noch dunkel, Otto hatte mich geweckt. Ich sah auf die Uhr, es war sieben, ich zog mir etwas an, warf beim Hinausgehen die Garderobe um, fluchte und lief zur Trambahn.

Sechs Monate war mein Vater im Krankenhaus gewesen, und diesen Aufenthalt hatte er nur einen Tag lang unterbrochen. Nach drei Monaten, es war Oktober, der erste Schnee lag schon, die Patienten fanden die ersten Schokoladen-nikoläuse auf ihren Klapptischen, hatte er eines Morgens beschlossen, dass es nun genug sei. Er hatte die Infusions-schläuche mit seinen trockenen Händen gelöst, war in seine wollene Hose geschlüpft und mit dem Lastenaufzug nach unten gefahren. Unsicheren Schrittes war er zur U-Bahn-Station gegangen, um das Geld für ein Taxi zu sparen, aber seine Hose war so weit geworden, dass er nicht wie üblich mit hinter dem Rücken verschränkten Händen ging, sondern mit beiden Händen den Hosensaum hielt. Als er versuchte, sich einen Fahrschein am Automaten zu kaufen, gelang ihm das nicht, weil er weiterhin die Hose mit einer Hand festhielt.

Eine Frau hatte ihn beobachtet und seine großen, traurigen Augen riefen in ihr Mitleid hervor. Otto sah nicht aus wie ein Obdachloser, obwohl er lange nicht mehr beim Friseur gewesen war, denn die Schwestern rasierten ihre Privatpatienten sorgfältig, und auch seine Schuhe waren geputzt. Otto war auch im hohen Alter ein schöner Mann; vor allem nachdem er auf der Geriatrie drei Monate lang nur Astronautennahrung und unkoscheren Wackelpudding bekommen hatte, war er in so guter Form wie seit seiner Ausreise aus Rumänien 1962 nicht mehr. Die Frau hatte kurz gezögert, dann öffnete sie ihren Gürtel, zog ihn aus den Schlaufen ihrer Jeans und überreichte ihn meinem Vater. Sie half ihm auch, den Gürtel in seine Hose zu fädeln, dann brachte sie ihn die Rolltreppe herunter, und mein Vater erreichte schließlich mit einem strassbesetzten blauen Gürtel in den Schlaufen seiner Hose Trudering.

Otto liebte es, uns diese Geschichte zu erzählen: Was für eine Frau! Was für ein Mensch!, sagte er, und er betonte gerne den augenfälligen Kontrast zwischen der gürtelschenkenden Mensch-Frau und seinen undankbaren Rabentöchtern, so etwa, als er mich an dem Tag, an dem er aus dem Krankenhaus geflüchtet war, anrief und ich mich erschreckt hatte, als ich seine Festnetznummer auf meinem Display sah (ich vermutete Einbrecher, Polizisten oder Hausbesetzer). Otto, was machst du zu Hause, hatte ich gefragt, und mein Vater hatte geantwortet: Die Arschlöcher können mich mal! Ich bin wieder gesund! Eine Mensch-Frau hat geholfen mir! Und dann hatte ich ihn erst angefleht, wieder in das Krankenhaus zurückzukehren,

und schließlich hatte ich in der Klinik angerufen und dort das Personal verständigt.

Erst nachdem der Chefarzt mit ihm telefonierte und ihn eindringlich gebeten hatte, wieder ins Krankenhaus zu kommen, seine schwelenden Infekte auszukurieren und seine durch die zahllosen Anästhesien ausgelöste Vergesslichkeit zu therapieren, sah Otto ein, dass er wieder auf Station 14b würde zurückkehren müssen.

*

Als ich an dem Tag, an dem mein Vater aus dem Krankenhaus entlassen wurde, auf die Station kam, sah ich ihn schon von Weitem auf der Klappbank im Flur sitzen. Er trug seine dunkelblaue wattierte Jacke von Lidl und seine wildlederne Schiebermütze. Als er mich erkannte, winkte er und rief: Timna, meine Tochter, da bist du ja endlich.

Mein Vater liebte diese Jacke und hätte sie nie weggeworfen, obwohl an manchen Stellen schon weißliche Watte aus ihr quoll. Otto war das Gegenteil dieser Manufactum-Nostalgiker, die sich ständig darüber beschwerten, dass früher alles so hochwertig und edel und handgemacht gewesen sei; er hielt es für den größten Fortschritt und sogar für ein kleines Wunder, dass mittlerweile einfach alles aus China kam und fast nichts kostete. Diese Jacke, sagte er immer wieder stolz, hat nur zwanzig Euro gekostet, und kein Mensch hat je gelegt Hand an sie, nur Maschinen. Sie ist nicht schön, na und? Sie hält mich seit fünf Wintern warm!

Mein Vater stand mühsam auf, verfluchte ein letztes Mal das Arschloch von Chefarzt und gab mir einen Kuss

auf die Stirn, dessen Geruch mir unangenehm war. Ich nahm seinen Rucksack, den er die ganze Zeit auf dem Schoß gehalten hatte, er protestierte, und ich lachte und sagte, komm, so ist's ein bisschen leichter, nimm du einfach dein Tascherl. (Mein Vater trug immer ein kleines, kunstledernes Handtäschchen, in dem er allerlei wichtige Dokumente verstaute. Darin befanden sich sein Personalausweis, sein Führerschein, zweifache Kopien unserer Ausweise, Kopien sämtlicher Geburtsurkunden und seiner Abschlusszeugnisse. All das war natürlich eine Vorsichtsmaßnahme, falls wir deportiert werden sollten. Das gab er aber nicht zu, Deutschland war für ihn nur heimlich das Land der Mörder; denn zugleich war es das Land, in dem, wie er sagte, so schnell keine Juden mehr ermordet werden sollten. Einmal reicht, Timna!)

Wir gingen über die Krankenhausflure, mein Vater verschränkte die Hände auf dem Rücken, und sein Täschchen bewegte sich auf und ab. Ich dachte: Er ist und bleibt ein Ingenieur, er geht nach vorne gebeugt, aber seine Hände ziehen ihn zurück; er weiß, wo sein Schwerpunkt ist. Zwischendurch ruhte er sich ein paarmal kurz aus, dann rief ich ein Taxi, und mein Vater ärgerte sich die ganze Fahrt darüber, dass die degenerierten Hunde vom Krankenhaus sich weigerten, die Taxirechnung zu übernehmen. Seiner Logik zufolge hatten *sie* ihn ja dort haben wollen, er wäre freiwillig schließlich nie ins Krankenhaus gegangen. Komm, sagte ich, ohne Krankenhaus wärst du jetzt überm Jordan. Außerdem war der Krankentransport hin gratis, und Babi und ich durften sogar mitfahren und ein bisschen

mit den Sanitätern flirten, nachdem diese sich zehn Minuten lang über Ottos Scheißreihenhaus und die enge Wendeltreppe beschwert hatten.

Ich küsse die Erde!, rief mein Vater, als das Taxi vor seinem Truderinger Reihenhaus hielt. Dannklärte ich ihn darüber auf, dass jetzt bald eine Frau bei ihm wohnen würde: Valli.